

Die Güte

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **7 (1912-1913)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751425>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Güte

Parabel von Johanna Siebel



Die lichten Heerscharen umstanden den Thron des Höchsten. Da winkte Gott den Engel der Güte zu sich. Und auf die Erde deutend, die in blauem Dämmerlicht durch das goldene Himmelstor sichtbar ward, sagte er: „Die Menschengeschöpfe, die jenen Stern beleben, sind verdrossen, sie haften am Kleinen, und durch Mißgunst vergiften sie ihre Tage. Selbst ihre Träume sind unfroh. Lehre du sie, glücklich zu sein. Als Mensch wandle unter ihnen!“

Die Güte machte sich auf den Weg, und wie sie den Saum der Erde berührte, nahm sie die Gestalt einer schlichten Frau an, aber im warmen, ahnungstiefen und verstehenden Glanz ihrer Augen schimmerte der Himmel, den sie verlassen hatte.

Leicht schritt ihr Fuß über den leuchtenden Firn; sie freute sich am Widerschein des Firmaments, der über der Welt lag, und alles in sein segnendes Licht tauchte. „Voller Wunder ist diese Erde!“ frohlockte die Güte und verfolgte die glitzernden Silberfäden, die sich sonnensehnsüchtig aus Eis und starrem Gestein drängten und munter zu Tale sprangen.

Allmählich wurde der Boden, über den sie schritt, zu einem herrlichen Teppich, in den tausend und abertausend feine Blumen ihre holdseligen Farben und Formen stifteten.

„Dies alles gehört den Menschen!“ sagte die Güte, „und jeder einzelne kann sich daran erfreuen, es ist unfasslich, wie sie dies vergessen und verdrossen sein können. Ich will ihnen sagen, daß ein Gott der Milde und Liebe die Welt erschaffen; sie sollen sich nicht länger zerstören in ihren Leidenschaften!“

Voll Zuversicht begab sie sich zu den Hütten der Menschen.

Aus einem armseligen Hause tönte die gereizte Stimme einer Frau, in welche sich das weinerliche Schreien und Bitten kleiner Kinder mischte. Elend und erbarmungswürdige Unordnung starrten der Güte entgegen, als sie trat. Die Hände eines verhärmten Weibes regten sich müde hier und da, als wüßten sie, daß es nutzlos sei, soviel ständig sich mehrende Arbeit zu bewältigen

und die Armut eindämmen zu wollen. Sie horchte nicht auf das Weinen eines kranken Kindes in der Ecke des Raumes und sah nicht die emporgestreckten Ärmchen des Jüngsten.

Unbehindert ordnete die Güte die Lumpen, auf denen das kranke Kind lag; sie legte ihm Blumen auf die Decke, und alsbald standen alle Kinder in scheuem Staunen um die fremde Frau und ließen sich Kleider und Antlitz säubern von ihr. Es war, als werde es immer lichter in der Hütte, und der Wille zu helfen kam auch in die Kleinsten.

Da wandte sich die Güte an das arme Weib. „Ich habe nicht Brot noch Geld“, sagte sie, „aber ich eile zum Dorfe und bitte die Wohlhabenden.“

„Ebensogut kannst du die Steine bitten“, entgegnete die Frau mit hartem Lachen; „frage den Mann, der dir mit leeren Händen begegnen wird. Wer aller Schuldner ist, ist aller Feind und allen zur Last!“

„Heute und alle Tage sollst du satt werden“, sagte die Güte, „rege nur weiter die Hände und lehre auch deine Kinder den unerschöpflichen Segen der Arbeit!“

In himmelstarkem Vertrauen begab sie sich auf den Weg.

Unweit des Dorfes sah sie auf einer Brücke, die sich über den wildtösenden Bach spannte, einen Mann; seine Haltung drückte die letzte, alles vergessende Verzweiflung aus, und schon machte er eine Bewegung, sich in die brodelnden Wasser zu stürzen.

Leise legte die Güte die Hand auf seine Schulter: „Höher als die Not ist das gottgeschaffene Leben“, sagte sie, „ein Feigling, der sich so von Weib und Kindern hinwegstehlen will.“

Unwirsch zuerst suchte der Mann sich von der fremden Hand zu befreien, aber wie sich die Augen der Güte so tröstend und haltend in die seinen senkten, entrang sich ein Schluchzen seiner Brust, und er murmelte: „Meine Arbeit will nicht fruchten. Sieh! ich dachte, so hungere einer weniger, und es werde leichter für sie!“

„Ich will mit dir bitten!“ sagte die Güte innig, „komm, ich führe dich! Die Herzen der Menschen können so hart nicht sein!“

Niemand konnte dem wundertätigen Blick der Güte widerstehen. Sie ging durch die Häuser der Wohlhabenden und lehrte sie die schönste und vornehmste der Erdenfreuden, das selige Geben. Am Ende wurden der Gaben so

viele, daß der Mann gebeugt ging unter der Last. In der Hütte oben am Berge aber kehrte die dankbare Freude ein. In weitem Staunen schauten die glück-entwöhnten Augen des armen Weibes: „Hier sind ganze Kleider und ganze Schuhe“, sagte sie und konnte dies Wunder nicht fassen. Die Kinder aber jubelten: „Brot! Mutter! Brot die Fülle!“

Die Augen der Güte lachten in tiefem Glück. „Wer den Anfang zum Guten in Händen hat“, sagte sie, „darf ihn nicht wieder fahren lassen, sondern muß schaffend ihn mehren!“

Gefolgt von den Segenswünschen der Armen verließ sie die Hütte.

Sie war noch nicht weit gegangen, als sie in der Nähe eines sauberen Hofes im hellen Glanz des Mittags eine zusammengesunkene Frau sah. In ihren Augen brannte eine verzehrende Sehnsucht; unverwandt ruhten die Blicke auf dem Gehöft mit den hellen Fenstern und dem sonnenbraunen Gebälk. Beim Näherkommen sah die Güte, daß die Frau ein ganz kleines Kind in den Armen hielt.

„Warum sitzt du hier im heißen Brande des Mittags mit dem Kinde?“ fragte die Güte; „komm mit mir, daß ich dich in jenes Haus führe!“

Erglühend in tiefster Scham barg das junge Weib das Haupt: „Die dort wohnen sind meine Eltern; mit Ruten haben sie mich hinweggewiesen!“ Aufschluchzend blickte sie auf ihr Kind: „Sieh, dies habe ich ihnen angetan; die Schande liegt auf mir!“

Mit leisen Fingern streichelte die Güte den Scheitel des Mädchens: „Ich will deinen Eltern sagen, daß du hier sitzt in großem Heimatsweh! Sicherlich werden sie kommen und dich holen!“

„Du weißt nicht, wie starr ihre Herzen sind“, hauchte das Mädchen, „und wie hart ihre Hände.“ Erschauernd blickte sie auf die Striemen an ihrem Arm.

„Ihr Kummer ist zu groß gewesen, er verdunkelte ihre Sinne“, sagte die Güte und begab sich ins Haus.

„Es ist ein Wahnsinn, was sie beginnt“, murmelte das Mädchen, „härter als ihre Hände sind die Worte, mit denen sie die Seele treffen; niemand vermag ihren Stolz milder zu machen!“

Es dauerte indessen nicht lange, so trat die Güte wieder aus dem Hause, ihr zur Seite ging eine weißhaarige Frau. Die Alte schritt auf die Tochter zu: „Vater läßt sagen, daß du heimkommen sollst“, sagte sie, und eine ferne Freude

wehte in ihrer Stimme. Sie beugte sich zu dem kleinen Kinde und nahm es in ihre Arme. Dann sah sie die Güte an und sagte zur Tochter: „Diese Frau hat uns zu überzeugen gewußt, daß dein Platz bei uns ist, und daß wir in schweren Tagen eher und besser als sonst noch zusammengehören. Komm! Wir verstehen nun alles!“

In einem unfäßlichen Staunen erhob sich das Mädchen; als glitte die liebe Sonne über zerstörte Fluren, so belebte sich ihr Gesicht: „Dies will ich Euch nicht vergessen mein Lebenlang.“ Und zur Güte gewendet, sagte sie scheu: „Ich will an dich denken und dir danken bei jedem Atemzuge; es ist unfäßlich, was du vermagst!“

„Wer den Schlüssel hat, dem blühen alle Fluren!“ sagte die Güte, „arbeite in Ehren und erlöse euch alle von Kummer und Schande!“

In leisem Jubel bewegten sich die Lippen der Güte, als sie weiterschritt; leichten Fußes wanderte sie der Stadt entgegen. „Schön wie der Himmel ist diese Erde!“ frohlockte sie.

Überall war die Güte am Werk, unaustilgbar wurden ihre Spuren. Sie versöhnte Väter mit Töchtern, Eltern mit Kindern, Nachbar mit Nachbar. Mit leisen Fingern lockte sie verschüttete Liebe empor und machte sie stark zum Leben. Verfeindeten Herzen zeigte sie die Stunden früheren Verstehens und erschloß die feine Hoffnung ihrer Wiederbelebung. Wo Mißgunst, Haß und Bitterkeit herrschten, deutete sie hin auf den unergründlichen Segen helfender Eintracht. Sie ging in die Schulen und machte sich heimisch in den Herzen der Lehrer. Gläubig und allbezwingend war ihr Tun. Und wem sie in die Augen gesehen und bei wem sie geweilt, der konnte ihrer nie mehr vergessen. Die von der Güte beseelten erkannten einander und kindereinfach und kinderleicht erschien ihnen auf einmal das Leben. In selbstvergessender Arbeit fanden sie das Gold auf dem Grunde der flüchtigen Erscheinungen und streuten es aus über die Welt.

Der Herr der Heerscharen aber freute sich, daß er den Menschen die Güte gegeben, und er bestimmte, daß sie fortan in alle Ewigkeit bei ihnen bleiben müsse.

